

lichkeit“ (ad Ephes. 20, 2) bezeichnet wurde. In der Tat spricht ein heute im Museo Kircheriano aufbewahrter christlicher Grabstein aus der Zeit um 200 n. Chr. vom „ἰχθὺς ζώντων“, vom „Fisch der Lebendigen“. „Man hat Christus als Fisch der Lebendigen dem Fisch der Toten gegenübergestellt“ (Dölger, a. a. O. S. 574).

## P. Albert Maria Weiß O. P.

(1844 bis 1925.)

Von Dr P. Gallus M. Häfeler O. P., Universitätsprofessor in Freiburg.

(Schluß.)

### III. Der Sieg der Wahrheit.

Man hatte P. Weiß vielfach vorgeworfen, daß er die Mängel der modernen Kultur zu streng beurteile; wenn man seine Anschauungen in die Praxis umsetzen wollte, so wären die Katholiken im vorhinein von der Mitarbeit an den modernen kulturellen Bestrebungen ausgeschlossen; seine Auffassungen bedeuten eine Gefahr für den katholischen Namen. Man hatte ihn immer und immer wieder einen Unruhestifter und Quertreiber gescholten. All das vermochte ihn nicht irre zu machen. Unter allen Vorwürfen aber hatte ihm keiner so weh getan wie der des Pessimismus und keinen hat er öfter hinnehmen müssen. „Warum ich dieses Wort so tief verabscheue“, meint er in der „Lebensrechnung“, „darüber habe ich mich oft genug ausgesprochen. Trotzdem haben mir selbst Gesinnungs-genossen diese Beschuldigung nicht erspart. Nun weiß ich heute wohl, daß es sich nur um Worte handelt, und daß die wenigsten daran denken, mit diesen einen bestimmten, klaren Sinn zu verbinden. Deshalb wollten sie mir gewiß mit diesem Anklagepunkt nicht die ganze bedenkliche Geistesrichtung, die sich hinter diesem Ausdrucke birgt, zur Last gelegt haben. Was sie sagen wollten, war meistens nur dies, daß ich die Dinge zu ernst auffasse und zu streng beurteile. Nun ja, ich bin der letzte, der sich verhehlt, daß einer im beständigen Kampfe leicht hart werden kann. Dafür darf ich vielleicht auch das nicht verhehlen, daß es schwer ist, die Lage der Dinge nicht streng und ernst zu beurteilen, wenn man ihre Entwicklung so lange verfolgt und zwar im ganzen Umfange jenes Gebietes, das man die modernen Ideen nennt. Daß ich mir Mühe gegeben habe, wenigstens gegen die Personen nicht hart zu sein, dafür getraue ich mir als Beweis das Buch von der Religiösen Gefahr dem ewigen Richter vorzulegen. Ob ich hart in Beurteilung der Dinge war, wage ich nicht zu entscheiden. Daß ich sie ernst und streng gewogen habe, das stelle ich nicht in Abrede; ich glaube und hoffe sogar, das werde mir in der Stunde des Todes nicht der schlechteste Trost sein. Was mich



in meinem Urteil über die Dinge oft so sehr von dem Urteil der Zeit und der Weltgeister abweichen ließ, das war eine dreifache Rücksicht, die ich, trotz aller menschlichen Schwachheit, bald klar, bald unbewußt, fast immer festgehalten zu haben glaube. Erstens galt mir stets als entscheidend das Urteil, und nicht bloß das ausdrückliche Urteil, sondern auch die Praxis, das Denken und Fühlen der Kirche. Ich habe stets das Sentire cum Ecclesia verstanden nicht bloß von der unvermeidlichen Unterwerfung unter ihre Verwerfungsurteile, sondern von dem Anschluß an das, was die lehrende Kirche augenscheinlich bevorzugt und wozu die glaubende Kirche sich neigt oder wovon sie keine Abweichung ohne Fängen sieht. Mir ist das Gefühl des gläubigen Volkes in Beurteilung von neuen Ansichten und Erscheinungen immer eine Warnungstafel und eine Richtschnur gewesen . . . Zweitens dachte ich immer daran, daß eine Frage sehr verschieden aussieht, je nachdem man sie als Gegenstand der theologischen und gelehrten Untersuchung auffaßt, oder als eine Sache, von der das Leben des christlichen Volkes und das eigene Gebetsleben beeinflusst wird. Je mehr man aber sieht, wie eng die Frömmigkeit, die christliche Tugend, das Leben der Abtötung, kurz, der ernste Geist des christlichen Lebens mit dem Urteil über den Wert oder Unwert des Modernismus zusammenhängt, um so ernster urteilt man darüber. Drittens können alle Beschönigungen der modernen Geister ja wohl der eigenen Seele und den Seelen der Gläubigen schaden, sie ändern aber nichts an dem objektiven Wert oder Unwert der Sache selber. Diesen zu finden ist aber nicht so schwer. Urteile ich nach dem, was der Zeitgeist sagt, so fühle ich an der Unruhe meines Gewissens, wie wenig Sicherheit das gibt. Stelle ich mir aber Christum den Herrn vor, der, das Kreuz im Arm, die Wundmale an Händen und Füßen, in diese Welt hereintritt, um zu sehen, wie weit sein Erlösungswerk dabei seine Rechnung findet, oder hintertrieben wird, dann ist das richtige Urteil doch schwerlich zu verlieren. Darauf sah ich denn auch zumeist. Man möge mir also vorwerfen, ich habe zu strenge über die Zeit geurteilt; das eine bleibt mir immer eine Beruhigung, daß der Herr, der sein Blut für die Welt vergossen hat, sicher auch ernst über ihr Treiben urteilt."

Ja, er geht noch weiter, indem er anderswo sagt: „Man werfe mir Pessimismus vor, so viel man will; mein Herz zittert dabei vor innerer Bewegung, denn ich weiß, welche Quelle des Segens, des Trostes in dem liegt, was man mit diesem Namen belegt.“ Und wiederum: „Das getraue ich mir doch selbst vor dem allsehenden Auge Gottes als den Inbegriff meines Lebens niederzuschreiben: Ich habe die irrende Welt und ich habe meine Zeit geliebt, deshalb lebe ich, deshalb sterbe ich verwünscht und ausgestoßen. Ja, gewiß, gerade deshalb, weil ich meine Zeit so sehr geliebt habe und weil ich für dies mein Schmerzenskind so unaussprechliche Sorgen und Schmerzen litt, die niemand außer



Gott kennt. Wenn irgend etwas geeignet ist, mir beim Hinübergehen ein wenig Trost und Zuversicht einzulösen, so ist es wahrlich auch dieses Bewußtsein. Denn so gewiß es in diesem Stücke wie in jedem andern nicht ohne viele Sünde abgegangen ist, so glaube ich doch so viel beteuern zu dürfen, daß diese Liebe meistens keine schwächliche Schmeichlerliebe, sondern, wenigstens so weit es auf meinen besten Willen ankam, die Liebe eines ernstesten, aufrichtigen Freundes war. Der Lohn, den ich dafür empfing, ist wohl der beste Beweis dafür.“

Raum hatte indessen P. Weiß sein Buch über „Liberalismus und Christentum“ in die Welt hinausgesandt und darin die eigentliche und tiefste Wurzel all der Zeitübel aufgedeckt, kaum hatte Pius X. Weisung erteilt, daß dasselbe auf seine eigenen Kosten in französischer Sprache herausgegeben werde, da brach der Weltkrieg, die große Katastrophe herein, furchtbarer als selbst der ernsteste Mahner sie vorauszuahnen vermocht hatte, und offenbarte die ganze Haltlosigkeit der modernen Kultur und zeigte mit erschütternder Klarheit und Kraft, daß einzig in der Rückkehr zum Christentum und zur katholischen Kirche Heil und Rettung zu finden sei. Es war interessant und erbaulich zu beobachten, mit welcher gehobener, verklärter Seelenruhe P. Weiß den Vollzug des göttlichen Strafgerichtes betrachtete, wie er die Leiden und Wirrnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit sich fortwährend mehrten sah; sein vom Glauben erleuchtetes Verständnis für das Walten Gottes in der Menschen- und Weltgeschichte, sagte ihm, daß Gott züchtigt um zu heilen, und daß solche furchtbare Katastrophen stets das Unterpfand und der Anfang neuer, besserer Zeiten waren.

Inzwischen machten sich die Folgen des Alters immer mehr bemerkbar, trotzdem P. Weiß die gewohnte Geistesfrische bewahrt hatte, und, als das 101. Semester akademischer Lehrtätigkeit zur Reize ging, gaben die Obern endlich seinen Bitten um Enthebung vom Amte nach. Es war eine ergreifende Abschiedsfeier, die ihm die Universität, mit deren Entstehen und Entwicklung, mit deren Leiden und Prüfungen er wie wenige andere verwachsen war, am 29. Juni 1919 bereitet. Den Mittelpunkt bildete die Ansprache, welche der von allen als Gelehrter und Priester und Ordensmann hochverehrte Lehrer hielt. Sie war so recht sein geistiges Vermächtnis und eine Wegleitung an Professoren und Studenten, an das Freiburger Volk und seine Staatsmänner. „Ich scheide“, so sagte er schließlich, „nicht als abgelebter Greis, sondern mit der freudigen Zuversicht, die der Rückblick auf meine Tätigkeit an der Universität von neuem in mir erweckt. Man achte die letzten Worte, die ein alter Mann bei seinem Hinscheiden spricht. Meine letzten Worte vor meinem Scheiden sollen ein Segenswunsch für unsere geliebte Universität sein. Möge der Geist, der zu ihrer Gründung geführt hat, der katholische, der universale, der internationale Geist in ihr lebendig bleiben



und zunehmen; dann brauchen wir keine Besorgnis zu hegen um ihre Fortdauer, um ihr Blühen und ihr segensreiches Wirken. O Gott, vom Himmel schau herab und schütze diesen Weinberg, den deine Rechte gepflanzt hat" (Ps 79, 15).

Der Scheidende zog sich zunächst nach dem idyllisch gelegenen Dominikanerinnen-Klosterlein Beesen am Wallensee zurück, wo seine geistlichen Töchter, denen er seit nahezu 30 Jahren eine besondere Liebe geschenkt hatte, ihm die aufmerksamste Sorge und Pflege widmeten. Dort wollte er sich aufs Sterben vorbereiten. Und in der Tat brachte ihn gar bald eine lange, schwere Erkrankung an den Rand des Grabes. In der „Quartalschrift“ (1923, S. 56 bis 59) hat er unter dem Titel: „Wie es im Geiste eines Sterbenden zugehen kann“, darüber einige äußerst interessante Einzelheiten der Dessenlichkeit anvertraut. Gegen alles menschliche Erwarten genas er und es drängte ihn wieder zurück nach Freiburg. In seiner ungebrochenen geistigen Regsamkeit fühlte er das neu erwachte Bedürfnis nach näherem Verkehr mit seinen Mitbrüdern und einstigen Kollegen an der Universität. Und so hielt er denn anfangs Mai 1921 seinen Einzug in die sogenannte Villa St. Hyazinth, wo der Orden eben ein Heim für junge Patres eröffnet hatte, die an der Hochschule ihren Komplementärstudien obliegen; im Kreise der Jugend des Ordens brachte er die letzten Lebensjahre zu, die ihm Gott noch schenkte, da wollte er, wie er sich ausdrückte, wieder zum Novizen werden. Und in der Tat! Diejenigen, denen es vergönnt war, hier mit ihm zusammen zu leben, konnten täglich die schönsten Züge seines Priester- und Ordenslebens an ihm wahrnehmen und bewundern, konnten Zeugen sein, wie er die katholische Wahrheit, für die er in seinem ganzen öffentlichen Wirken unermüdet gekämpft hatte, vor allem in seinem eigenen Leben zum Ausdruck brachte und zum Siege führte.

Große Anforderungen hatte P. Weiß an seine Zeit gestellt; aber niemals hat er von anderen etwas verlangt, was er nicht selber zuerst mit allem Ernste geübt und nach dem Maße seiner Kräfte verwirklicht hätte. Wenn er den sogenannten Minimismus in seinen verschiedensten Formen aufs schärfste bekämpfte, wenn er ganze Menschen heraubilden wollte, so wollte er vor allem in sich selber das richtige Verhältnis von Natur und Uebernatur zur Geltung bringen. Ja, diese Ueberzeugung hatte schon das Studium seiner Schriften in uns begründet. Wenn er in seinen Werken die Wege der christlichen Vollkommenheit weist, so gewinnt der Leser fort und fort die Ueberzeugung, daß der Führer des Weges kundig, daß er auf allen Wegen des inneren Lebens geübt und wohl erfahren, daß er sich dabei auf einem Gebiete bewegt, das seine eigenste und teuerste Heimat ist, daß er mit einem Worte ein Geistesmann ist.

Wer das Glück hatte, ihm nähertreten zu können, dem erschien er vor allem als ein Mann des Gebetes. Von seinen ersten



Priesterjahren an war er es gewohnt, die ersten Stunden des Tages, wenn andere noch der süßen Ruhe pflogen, ganz und ungeteilt Gott in Gebet und Betrachtung zu widmen. Befand er sich in einem Kloster, im Kreise der Mitbrüder, so war er gewiß der eifrigste bei den gemeinsamen religiösen Übungen; am Morgen der erste im Chore, wußte er es auch während des Tages, trotz der vielen Arbeiten, so einzurichten, daß er bei keiner Übung fehlte. Und wenn der Obere noch in den letzten Wochen mit Rücksicht auf die zunehmende Schwäche und Gebrechlichkeit ihn bat, sich mehr Schonung zu gönnen, dann lautete die gewöhnliche Antwort: „Das wird mich doch nicht umbringen! Und wenn auch: kann ich mir denn einen schöneren Tod wünschen, als im Chore vor dem Altare zu sterben?“ Und obwohl Meister in den schwierigsten Fragen des mystischen Lebens, war seine Frömmigkeit doch wieder so schlicht und einfach wie die eines Kindes. Nicht umsonst übte er mit Vorliebe das Rosenkranzgebet und in seinem lebendigen Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen meinte er, er habe diesen Gebetsgeist vor allem vom frommen Magnus Jocham als Vermächtnis empfangen. „Taub und blind, betete er täglich den ganzen Psalter . . . Als er tot war, erbte ich von ihm seine beiden Rosenkränze. Ich hatte bis dahin täglich meinen Rosenkranz gebetet, aber damit war es auch gut. Mehr zu tun, die Pausen der Ermüdung zwischen der Arbeitszeit oder die Stunden der Spaziergänge auf den Rosenkranz zu verwenden, fiel mir nur selten ein. Nun kam es aber anders. Es war mir gerade, als ob der Rosenkranz des Verstorbenen in meiner Tasche von selber zu beten anfinge. Ich hatte keine Ruhe mehr, wenn ich den Rosenkranz nicht betete, fühlte aber auch keine Ermüdung mehr dabei; im Gegenteil, gerade wenn ich von der Arbeit völlig erschöpft und zu jeder Anstrengung unfähig war, brauchte ich nur den Rosenkranz zu beten, und die Ermattung wich und die Arbeit ging wieder frisch vonstatten.“ Mit welcher Inbrunst mag er den Rosenkranz besonders gebetet haben, wenn er, seiner Gewohnheit gemäß, täglich von Freiburg hinaufpilgerte nach Bürglen, zum Heiligtum Unserer Lieben Frau, der „Hüterin des Glaubens“. Hat er uns ja in einem Gebete an die Gnadenmutter daselbst verraten, daß er vom Tage an, wo ihm von Gott die Verteidigung des heiligen Glaubens an der hiesigen Hochschule anvertraut worden, nach dem Beispiele des heiligen Petrus Kanisius und des alten Freiburger Volkes kein wirksameres Mittel zum Erfolge kannte als diese häufigen Wallfahrten; auf sie vertraute er mehr als auf all sein Studieren und Mühen. Ja, er betete so viel, daß man gar nicht begreifen kann, wie er noch Zeit fand, die Riesenarbeit zu leisten, die er vollbracht, daß er namentlich in den letzten Jahren allen modernen theologischen Problemen noch so viel Aufmerksamkeit schenken, fortgesetzt an seinen hinterlassenen Schriften arbeiten und feilen konnte. Das Geheimnis hat er selbst gelöst, wenn er in der „Lebensweisheit“ sagt: „Die am liebsten beten, sind



bekanntlich jene, die am liebsten arbeiten; meist jene, die sich nach der Arbeit des Tages oder auch eines ganzen Lebens endlich noch einige Augenblicke der Ruhe erobert haben. Das ist auch ein Zeugnis für den Wert des Gebetes. Das Gebet ist eine so schwierige und so ernste Arbeit des Geistes, daß nur die dazu fähig sind, die der Arbeit gewohnt sind."

Im Gebete mit Gott vereint, führte er einen unerbittlichen Kampf gegen sich selbst und jeder, der ihm etwas näher stand, konnte Zeuge sein, zu welch wunderbarem Grade der Selbstbeherrschung er es gebracht, wie er sozusagen alle seine Regungen in seiner Hand hatte. Von Natur aus zum Stolz, ja zur Herrschsucht geneigt, hatte er durch unausgesetzte Uebung eine seltene Demut, Bescheidenheit und Milde erlangt. Und wenn es ihm auch nicht immer gelang, eine gewisse Härte, Rauheit und Schroffheit des Charakters zu überwinden, er gelegentlich sehen mußte, wie er andern damit wehe getan, so war das für ihn ein neuer Anlaß zu oft geradezu heroischen Selbstverdemütigungen. In der Bereitschaft, die niedrigsten, demüthigsten Dienste in der Kommunität zu verrichten, kam ihm keiner gleich. Mit einer geradezu staunenswerten Zindigkeit nahm er die Gelegenheiten dazu wahr. Wer P. Weiß bloß aus seinen Schriften kannte, mochte in ihm vielleicht nur den ernstesten, strengen Sittenrichter sehen. Doch wie bot er im Kreise seiner Mitbrüder das Beispiel wahrer, von der Gnade verklärter Fröhlichkeit! Wie vermochte er die Rekreationen unterhaltend zu gestalten, wenn er aus der überreichen Fülle seiner Lebenserinnerungen hervorholte und seinen echt bayerischen Humor mit einfließen ließ. Aber niemals kam hiebei ein unpassendes oder verlegendes Wort über seine Lippen, und auch wenn er über solche zu sprechen kam, die ihm viel Gehässigkeiten zugefügt hatten, schien er sich nur an ihre Verdienste zu erinnern. Im Gehorsam gegen seine Obern leuchtete er auch den jüngsten seiner Mitbrüder voran. — Seine persönliche Bedürfnislosigkeit und Anspruchslosigkeit waren geradezu rührend. Von Jugend auf geschworener Feind aller Weichlichkeit und Bequemlichkeit, wies er auch in den Tagen der Krankheit und des Alters fremde Hilfeleistung und Bedienung, soweit nur immer möglich, energisch von sich und brachte dadurch seine Umgebung zuweilen in nicht geringe Verlegenheit. Noch in der letzten Zeit seines Lebens machte ihm der Gedanke, daß er einmal körperlich und vor allem geistig so schwach und gebrechlich werden könnte, daß er anderen zur Last fallen würde, am meisten Sorge. Und mit welch zarter Gewissenhaftigkeit hat er die gelobte Armut geübt! Zeuge sind die Papiere, auf denen seine wertvollen hinterlassenen Werke stehen, Zeuge seine Notizbüchlein, in denen er über die geringsten Ausgaben genaueste Rechnung führte.

Getreu der Devise seines Ordens: *Contemplata aliis tradere*, stand sein ganzes Arbeiten und Beten und Kämpfen im Zeichen des Seeleneifers. Und auch außer seiner eigentlichen wissenschaft-



lichen Tätigkeit suchte und fand er reichlich Gelegenheit, um den Seelen seiner Mitmenschen sich nützlich zu machen. Nicht weiter zu reden von seiner großen Tätigkeit als Exerzitienleiter und Prediger. Mochte er auch noch so sehr mit Arbeiten überladen sein, stets hatte man Zutritt bei ihm, wenn man in Seelenanliegen in aufrichtiger Gesinnung ihn aufsuchte. Wenn er aber merkte, daß jemand bloß zu ihm kam, um angenehm und geistreich zu plaudern oder die Neugierde zu befriedigen, dann konnte er die ganze Schärfe und den Sarkasmus von P. Weiß zu verspüren bekommen. Und was hat er nicht Gutes gewirkt in der Seelenleitung durch seine weit ausgedehnte Korrespondenz! Die kurzen, treffenden Bemerkungen, die er da schrieb, bildeten für Unzählige ein Lebensprogramm, eine sichere Wegleitung in den größten Kämpfen und Gefahren. Und die Schule von P. Weiß war keine leichte, verweichlichte; wer sich ihm anvertraute, mußte sich zum Schwersten bereit erklären; aber gar bald fühlte man die wahre, übernatürliche Vaterliebe heraus, die alle Leiden und Freuden und Sorgen und Kämpfe der Seelen, die er leitete, zu den seinigen machte. In den letzten Lebensjahren war es seine besondere Freude, in zwei religiösen Genossenschaften das Amt des Beichtvaters zu versehen und noch am Vortage vor seinem Tode hat er, scheinbar ohne Ermüdung zu verspüren, stundenlang im Beichtstuhl zugebracht. Großen Trost bereitete ihm auch der Konvertitenunterricht. Wir konnten Zeuge sein, mit welcher hingebender Liebe er sich der betreffenden Personen annahm, mit welcher schlichter Einfachheit und überzeugendem Ernste er sie in die katholische Wahrheit und zugleich in die Tiefen des inneren Lebens einführte.

Die letzte Zeit seines Lebens füllte die Sorge um seine Selbstbiographie „Lebensweg und Lebenswerk“ aus. In den Kriegsjahren entstanden, wurde sie von P. Weiß fortwährend neu durchgesehen und ergänzt und sollte nach seinem Tode der Öffentlichkeit übergeben werden. Von verschiedenen Seiten gedrängt, entschloß er sich, selber noch die Herausgabe zu besorgen. Wir besitzen an diesem Buche „nicht bloß ein wertvolles, autobiographisches Dokument über eine der markantesten Gestalten der jüngsten Kirchengeschichte, sondern geradezu ein erstklassiges Zeitdokument, an dem der zukünftige Historiker nicht wird vorübergehen dürfen“. Wohl am glänzendsten sind die memoirenartigen Abschnitte mit ihrer feinen, scharfen und treffenden Charakterisierung der Personen und Zustände. Man kann nur bedauern, daß der Vielerfahrene es nicht für gut fand, noch freigebiger aus dem Schatze seiner Erlebnisse mitzuteilen. Hingegen dürften die lehrhaft reflektierenden und moralisierenden Ausführungen mit jener dem P. Weiß eigentümlichen, stets formvollendeten, aber auch etwas breit ausgepömmenen Umständlichkeit nicht allen zusagen. Und doch stellen gerade sie einen wahren Reichtum edler, abgeklärter, vertiefter Lebens- und Glaubensweisheit dar.



Uebrigens hat der Selige bis zum letzten Tage fortwährende Korrekturen, Streichungen und Ergänzungen an seinem fertigen Buche vorgenommen und so eine eventuelle zweite Auflage vorbereitet.

Doch diese Tätigkeit und seltene Geistesfrische, die vielleicht über die körperliche Gebrechlichkeit hinwegzutäuschen vermochte, war nur noch das letzte Aufleuchten der scheidenden Abendsonne. Es nahte die Zeit, wo Gott dem nimmermüden Streiter den wohlverdienten Siegespreis erteilen wollte. Bald nach Ostern 1925 trat ein altes Herzleiden mit neuer Heftigkeit auf und ließ das Schlimmste befürchten, zumal der Kranke, der sich sonst immer mit zäher Energie gegen alle Krankheit „gewehrt“ hatte, nun eine auffallende Resignation an den Tag legte. Am 24. Mai schien die Schwäche den höchsten Grad erreicht zu haben. Tags darauf sagte er zu seinem Obern: „Seit dem Tode von P. Denifle ist wohl kein Tag vergangen, wo ich mich im Hinblick auf sein plötzliches Hinscheiden nicht zehn-, ja zwanzigmal auf den Tod vorbereitet hätte. Aber gestern, am Feste der Uebertragung des heiligen Dominikus, hat mir der liebe Gott eine neue eindringliche Mahnung ans Sterben gegeben, daß ich sofort meine nächste Vorbereitung begonnen habe. Darum geben Sie mir nun Ihren Segen, und dann wie Gott will!“ Und damit kniete er sich voll kindlichen Glaubens nieder und empfing den Segen seines Obern. Indessen ging die Krise glücklich vorüber, zusehends besserte sich der Zustand des Kranken und er konnte allmählich wieder seine gewohnte Tätigkeit aufnehmen.

Da kam das Fest Mariä Himmelfahrt. Mit seiner üblichen Regelmäßigkeit war er bei allen gemeinsamen Übungen zugegen. In die Mittagsrecreation hatte er noch einen besonderen Zug der Heiterkeit gebracht, indem er mit auffallender Lebendigkeit von seinen Erinnerungen aus der Noviziatszeit uns mitteilte. Einen ernsteren Ton trug die Abendunterhaltung. Durch eine zufällige Bemerkung veranlaßt, kam P. Weiß auf Döllinger und das Auftreten des Ultrakatholizismus zu sprechen. Und dann tauchte die Gestalt seines unvergeßlichen Meisters Reithmayr vor ihm auf und fast wörtlich sagte er: „Es war im Herbst 1871, da kam ich mit Freund Jak. Schmitt aus Tirol nach Rosenheim. Auf dem Bahnhof stand mein guter Reithmayr, bereits den Tod im Herzen. Er hatte große Freude mich zu treffen, und wir fuhren zusammen nach München. Wir waren allein zu dritt im Wagen. Er war sehr erschöpft und wir saßen lange schweigend neben ihm. Auf einmal faßte er meine beiden Hände und sagte tief ergriffen: ‚Sie waren Zeuge meiner Kämpfe. Das war eine harte Zeit. Gott sei Dank, sie ist vorüber. Ich hatte immer geglaubt, es sei nicht opportun. Aber nein, es war opportun, es war nötig, es war höchst notwendig. Ich hatte keine Ahnung davon, daß die Dinge so schlimm stünden. Gott sei gepriesen, daß es so gekommen ist.‘ Und dabei standen ihm die Tränen in den Augen. Das war meine letzte Unterredung mit ihm. Ich habe ihn nicht wieder



gesehen. Vier Monate später unterlag er seinem Herzleiden.“ Und dann erinnerte er sich an den Ezegeten Wilhelm Reischl. „Zur Zeit des Vatikanischen Konzils schien auch er zu wanken und alles wurde versucht, ihn zu Falle zu bringen. Ein letzter Sturm war auf Anfang Oktober 1874 geplant. Ende September kehrte er aus den Ferien nach München heim. Da brach eben die Cholera aus und Reischl fiel ihr als einer der ersten zum Opfer. Ein erster, ein zweiter Priester, deren Namen der Todfranke nannte, um bei ihnen seine Beichte abzuliegen und die beide mehr oder weniger dem Altkatholizismus verfallen waren, konnten unmöglich erreicht werden. In der äußersten Not holte man einen ihm unbekannten Kaplan von St. Ludwig, der ihm die Sterbesakramente und damit den Frieden der katholischen Kirche spendete. Aber noch hatte der Sterbende einen schweren Kampf zu bestehen: in furchtbarer Erregung erhob er sich auf seinem Lager und es war, als ob er mit einer unsichtbaren Macht ringe, bis er schließlich in sein Kissen zurück sank und mit den Worten: ‚Maria hat geholfen‘, in seliger Ruhe seinen Geist aufgab.“ — Und weiter ging P. Weiß auf die Zeit des Modernismus über. „Ja, ja“, meinte er, „in den Jahren 1905 bis 1907 haben wir auch hier in Freiburg Ähnliches durchgemacht. Auch hier hatte Loisy seine guten Freunde. Oftmals wenn wir verwunderte Blicke der unerfahrenen Jugend während der Vorlesung die stumme Frage vorlegten, ob ich denn die Dinge nicht zu streng nehme und die Gefahr für die Religion übertreibe, habe ich die Antwort gegeben: Ich kann nur wünschen, meine Herren, daß Ihnen meine Erfahrungen erspart bleiben. Aber wenn Sie durchgemacht hätten, was ich in meinen früheren Jahren habe durchmachen müssen, daß aus der Zahl meiner geistlichen Lehrer nicht weniger als acht, an denen ich noch heute mit der ganzen Dankbarkeit eines jugendlichen Herzens hänge, der Kirche entfremdet gestorben sind, dann würden Sie vielleicht auch glauben, daß man Prinzipienfragen über den Glauben und über die kirchliche Lehre nicht leicht zu ernst nehmen kann und daß es nicht lächerlich genannt werden darf, wenn einer von der religiösen Gefahr redet.“ — Dies waren seine letzten Worte.

Als er am Morgen des 16. August uns nicht wie gewöhnlich im Chore schon erwartete, da erfaßte jeden unwillkürlich ein leiser Schrecken. Und wirklich: Als wir sein Zimmer betraten, fanden wir ihn entseelt, doch ohne jedes Zeichen der Entstellung auf seinem Bette liegend. Ein Herzschlag hatte, vermutlich noch vor Mitternacht, seinem großen Leben ruhig ein Ende gemacht. Was er seit langem so sehr gefürchtet, hatte ihm Gott gnädig erspart: die Schrecken des Todeskampfes, den Kummer, seinen Mitbrüdern infolge einer langwierigen Krankheit lästig fallen zu müssen. Maria hatte ihm die Bitte gewährt, die er schon längst für seine Sterbebilder bereitegelegt hatte: *Christe, cum sit hinc exire, Da per Matrem me venire Ad tribunal gratiae* — und die er in seinem Abschiedsgruß an die Mutter Gottes



von Bürglen also ausgesprochen: „Mein letztes Wort des Abschiedes soll der teuren Kirche von Bürglen gelten. In ihr hat mir Gott durch die Hände der seligsten Jungfrau unaussprechliche Gnaden verliehen, ich könnte sie nach dem Beispiele des heiligen Franziskus auch meine Portiunkula nennen. Die letzten Jahre meines Lebens konnte ich allerdings nur mehr im Geiste dorthin wallfahren. Dafür aber hatte ich den Trost, sehen zu dürfen, daß das einst so verödete Heiligtum zu neuem Glanz erstanden ist. Mit unbegrenztem Vertrauen empfehle ich deshalb der gebenedeiten Mutter des Herrn meine Seele. Ich habe ihr Heiligtum heilig gehalten in den Tagen der Vereinsamung; ich hoffe, sie werde mich nicht verlassen und sich meiner nicht schämen, wenn ich einsam an den Pforten des himmlischen Heiligtums um Einlaß bitte.“ Maria hat ihn zum Siege, zu Christus geführt, dessen „Apologie“ in der Form seines kleinen Büchleins „Jesus Christus“ der Tote seinem eigenen Wunsch gemäß voll ruhiger Zuvorsicht in den erstarrten Händen auf der Bahre trug.

Ein heiligmäßiges Leben hat damit seinen friedlichen Abschluß gefunden. Uns bleibt die goldene Erinnerung an sein erhebendes Beispiel, bleiben alle die Werke dieses gottbegeisterten Kämpfers für Christus und seine Kirche als wahre Schatzkammern für uns und kommende Geschlechter, Arsenale im gewaltigen Geistesringen der Wahrheit mit dem Irrtum. Desters hat der Verewigte den Gedanken ausgesprochen: „Es ist gut, daß ich von hinnen gehe. Denn meine Person mit ihren Fehlern und Schwachheiten war für viele ein Hindernis, daß sie die Wahrheit, die ich vertreten, annahmen. Aber wenn ich einmal nicht mehr bin, dann können meine Gedanken ungehindert ihre Wirksamkeit entfalten.“ Ja gewiß, P. Weiß hat der menschlichen Schwachheit auch seinen Tribut bezahlt; wir wollen es nicht in Abrede stellen; Gott hatte es so zugelassen zur fortwährenden Demütigung seines treuen Dieners. Aber dieses Zeugnis wird ihm keiner, der ihn einigermaßen gekannt, versagen, daß er unermüdlich bis zum letzten Atemzuge an der Ablegung seiner kleinen Fehler gearbeitet, daß er mit sich selbst stets am strengsten ins Gericht gegangen. An seinen Gedanken aber brauchte er nichts zu ändern. Er konnte, wie er selbst sagt, scheiden mit dem erhebenden Bewußtsein, daß er sich, dank der Hilfe Gottes, stets treu geblieben und daß er, Einzelheiten natürlich ausgenommen, nichts zurückzunehmen brauchte von den Grundsätzen, die er stets vertreten; ja, er durfte sich bei aller gerechten Verdemütigung ob seiner Schwächen dennoch rühmen, seiner Lebensaufgabe das Signal der Einheit, der Gleichmäßigkeit und Beharrlichkeit aufgedrückt zu haben. Er hat die Aufgabe erfüllt, die ihm die göttliche Vorsehung gestellt: im treuesten Anschluß an die Kirche gegenüber den Bewegungen des modernen Geistes die Grundsätze der katholischen Wahrheit in ihrer ganzen Tragweite ohne Nachgiebigkeit und ohne Scheu zur Geltung zu bringen. Wer immer die Entwicklung des modernen Geistes und den sogenannten



Modernismus richtig kennen und beurteilen will, wer immer im wahrhaft übernatürlichen, kirchlichen und innerlichen Leben erstarken will, der wird an P. Weiß den zuverlässigsten Lehrmeister und Führer finden.

## Pastoral-Fälle.

I. (Spendung der Krankenölung bei verunglückten, unbekannten Personen.) Abends 8 Uhr wird gemeldet, daß  $\frac{1}{4}$  Stunde außerhalb des Dorfes ein Motorradfahrer schwer verunglückt sei. Sofort begibt sich der Hilfspriester an Ort und Stelle. Der Verunglückte ist bewußtlos, hat einen doppelten Schädelbruch, atmet aber ziemlich regelmäßig. Aus einer Ausweisschrift geht hervor, daß es sich um einen Mechaniker M. N. handelt, der von einer ganz protestantischen Gemeinde gebürtig ist. Auf die Bitte des Hilfspriesters sucht der anwesende Schutzmann nach irgend einem Gegenstand, der andeuten könnte, ob der Verunglückte doch zur katholischen Kirche gehöre. Es wird aber nichts gefunden, außer einigen Bemerkungen, aus denen hervorgeht, daß der Betreffende schon wiederholt mit der weltlichen Gerechtigkeit in Widerspruch geraten ist. Der Priester ist für sich fest überzeugt, daß der Verunglückte nicht katholisch ist, läßt aber noch durch den Fernsprecher beim Pfarrer des Wohnortes des M. N. anfragen. Inzwischen kommt das Krankenauto der nahen Stadt und der Bewußtlose wird gleich eingeladen und mit dem Krankenpersonal vereinbart, sofort der Spitalleitung Kenntnis zu geben, falls der Betreffende katholisch sei. Kaum ist das Auto abgefahren, so kommt Bericht aus der Wohngemeinde, daß dieser Herr unbekannt sei, daß aber der Herr Pfarrer geraten habe, dem Verunglückten bedingungsweise die heilige Delung zu spenden. Inzwischen wurden noch bei der Polizei Erkundigungen eingezogen und von da wird berichtet, daß der Betreffende Protestant sei und keinen guten Ruf besitze und schon seit einiger Zeit nach ihm gefahndet werde. Und nun die Fragen:

1. Darf und soll man einem tödlich Verunglückten und Bewußtlosen, dessen Religion nicht festgestellt werden kann, die Krankenölung spenden?

2. Müßte man bei einem ganz Unbekannten, der in den letzten Zügen liegt, ohne weitere Untersuchung sofort die heilige Delung bedingungsweise spenden?

3. Hätte der Hilfspriester, trotz seiner Ueberzeugung, daß er es mit einem Protestanten zu tun habe, gleichwohl bedingungsweise die Krankenölung geben sollen?

4. Was ist zu tun, wenn der Bericht von dem tödlichen Unfall eintrifft und es nicht vor einer etwa halben Stunde möglich ist, am Unglücksorte einzutreffen?

5. Hätte beim obigen Falle, auf freiem Felde, in Gegenwart von Ungläubigen und abgestandenen Katholiken, die spöttische Bemerkungen